



Wiederhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 231.

Montag, 4. Oktober

1926.

(19. Fortsetzung.)

Frau Eltens Töchter.

Roman von J. Schilling v. Karstatt.

(Nachdruck verboten.)

„Du Märchenkind! Wie schmerzlich werde ich dich vermissen! Und du, Susi, wirst du auch manchmal hierher gedenken?“

„Manchmal? — Immer, immer! So wie es in dem Lied, wo es heißt:

„Wo ich auch geh
Auf allen Wegen,
Dein Bild vor meiner Seele steht,
Ein Gruß an dich mein Morgenseggen!
Ein Wunsch für dich — mein Nachgebet!“

In die Stille, die ihren Worten folgte, hörte man so deutlich die sehnüchtigen Klänge eines Walzers von Strauß.

„Sie werden dich suchen, Susi, deine Tänzer!“

Manfred Luzius sagte es leise, seine Stimme klung heiser vor Bewegung. Und gerade jetzt öffnete sich langsam die hohe Tür ihm gegenüber, seine Frau trat mit breitem Lachen über die Schwelle.

„Hier sitzt ihr und stärkt euch! Und die Susi wird gesucht wie eine Stednadel! Der Kostüm wird gleich beginnen, du mußt hinüber in den Saal, Susi!“

„Läßt doch die Kleine, sie war müde!“ sagte Bürgermeister Luzius in jenem Ton des Unnachts, den sie nur zu wohl kannte.

„Am liebsten schenkte ich mir den Kostüm ganz!“ sagte Susi und strich über ihre schmerzenden Schläfen.

„Ja, was ist dir nur, Kind! So blaß siehst du aus!“

Frau Luzius trat besorgt an das Mädchen heran.

„Ich habe nur Kopfschmerzen, Tantchen, die Hitze im Saal drücken und das viele Tanzen!“

„Ruh dich hier ein Weilchen noch aus, Susi! Ich sage mit Tante unterdes Adieu drüber!“ entschied Bürgermeister Luzius. „In einer halben Stunde fahren wir nach Hause!“

Seine Frau sah ihm schweigend zu, wie er die Kissen der Chaiselongue für Susi zurechthob. Es war wenig nach ihrem Sinn, das Fest schon verlassen zu müssen, und doch wagte sie keinen Einpruch.

Raum eine halbe Stunde später sah sie neben Susi im Wagen und fuhr durch die matterhellen, schmalen Straßen ihrem Heim zu.

Gross erfüllte ihr Herz.

Wie ihr Gatte sich leiten ließ von diesem Mädchen, das fast noch ein Kind war! Lauschte er ihr nicht gleichsam jeden Wunsch von den Augen ab? — Hatte er ihr, der Gattin und Mutter, jemals soviel Rücksicht erwiesen?

„Nein, nein, niemals!“

Und Frau Luzius seufzte.

Der fernen Tochter dachte sie, die ihnen soviel Kummer gemacht durch ihre Entlobung.

Aber seltsam ruhig hatte ihr Gatte die Nachricht aufgenommen, fast gleichgültig.

Er war anders geworden in letzter Zeit!

So ganz mit sich und seinen Studien beschäftigt.

All sein nörgelndes Wesen hatte er abgestreift, vergessen, und immer war er in froher Laune vom Amt abmarschiert.

Der Wagen hielt, und Frau Luzius schreckte aus ihrem Grübeln auf.

„Verzeih Tantchen, daß du nun um meinewillen früher aufbrechen mußtest!“ sagte Susi leise, als sie gute Nacht wünschte.

„Es kommen der Feste noch viele, Suzette, wir holen es ein andermal nach!“ sagte der Bürgermeister lachend. „Berschlafe dein Kopfweh, Kleine, und träume etwas Schönes! Gute Nacht!“

Seine Worte hallten ihr nach, als sie am Fenster ihres Zimmers stand, während die kalte Schneelust ihre Schläfen umspielte.

Wie tat das so gut!

„Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie über die Dächer der schlafenden Stadt sah.

Warum wurde ihr der Abschied so schwer? — Warum lag es wie eine drückende Last auf ihrem jungen Herzen? —

Man schrieb den 23. Dezember. Auf dem Bahnhof Friedrichstraße herrschte jenes Gedränge von Kommen- und Abreisenden, wie bei allen noch bevorstehenden Festzeiten.

Es war noch früh am Morgen, kaum 7 Uhr, und überall brannten die elektrischen Scheinwerfer und warfen bläuliche Lichter über das regennasse Asphalt.

Kein Weihnachtswetter herrschte. Ein grauer Himmel spannte sich über Berlin, Nebel und Regen schwadete im Morgendunkel der großen Stadt.

Lilia Luzius hatte die frühe Stunde der Abreise gewählt, um eine angenehmere Fahrt zu haben.

Sie hatte anscheinend Glück, denn das Nichtraucherabteil, das sie gewählt, beherbergte sie als einzigen Gast. Und doch hatte sie zu früh triumphiert, denn jetzt, kurz vor der Abfahrt, wurde die Tür des Coupés noch einmal eilend geöffnet, ein Dienstmännchen warf eine schwere Jackentasche auf den Sitzen und ein junger Offizier stieg ein.

Mit dem Zuschlagen der Tür setzte sich auch der Zug in Bewegung, und Hans Lassen und Lilia Luzius sahen sich starr, atemlos vor Überraschung, in die Augen.

Der Zug durchfahrt die kurzen Straßen Alexanderplatz, Zoologischer Garten, überall haltend, Reisende aufnehmend, Reisende abgebend, und die beiden im Nichtraucherabteil, die sich kannten und fremd und stumm zum Fenster hinausstarnten, dachten beide dasselbe, harrten darauf in atemloser Spannung: Werden wir alleinbleiben oder wird irgendein Fremder dem Schicksal ins Handwerk pfuschen?

Der Zug eilte mit grellem Pfiff aus der Halle, um erst nach Stunden kurz vor Görlitz wieder zu halten.

Aufatmend strich sich Lilia mit der schmalen Einlage über die Stirn.

Wie wohl er sie kannte, diese zarten, schlanken Finger! Wie oft hatte er sie gefühlt, jeden einzeln!

Er wurde plötzlich blaß vor Erregung. Sie trug ja noch immer den kleinen Ring mit dem blauen Saphir — seinen Ring!

Tiefatmend wandte er den Blick nach dem Fenster.

So öde, so naß, so sturmzerriss' dehnte sich da
brausen das flache Land.

Die schwarzen Äste der entlaubten Bäume reckten
sich hier und da wie drohende Arme in das Nebelgrau,
und an den Telegraphendrähten reihten sich die Regen-
tropfen wie große Tränen.

Er wollte bei seiner Mutter das Fest verleben, so
wie alle Jahre!

Und nie hatte er eine so große Sehnsucht nach dem
kleinen „Zuhause“ in Schlesien gehabt, nach seiner
Mutter, nach ihrer zärtlichen Stimme, ihrer sorgenden
Güte und Liebe!

Gar so fremd fühlte er sich noch immer in der
kleinen Garnison am Haff, gar so einsam stand er im
Kreis der jungen Kameraden.

Sie waren alle so voll schäumenden Übermutes, voll
Lebensfreude, so wie auch er doreinst ins Leben ge-
schaut, als das Rosentor der Liebe sich ihm erschloß.

Und was er unklar so heiß ersehnt und gewünscht,
diese Stunde hatte es ihm beschert — das Wiedersehen
mit Lilia Luzius! Aber alles, was er sich zurechugelegt
hatte, ihr zu sagen, all das Bittere, Demütigende, was
er, mit ätzendem Spott gemischt, ihr, der Glücklichen,
der Treulosen, zuschleudern wollte, er fand es nicht
mehr beim Anblick ihres schmalen, blassen Gesichtchens,
ihrer Augen, deren glanzloser Blick von allem anderen
erzählte, als einem Seligkeit bringenden Brautglück!

Und sie trug seinen Ring! Keinen anderen! Immer
wieder mußte er sich durch einen verstohlenen Blick da-
von überzeugen, immer wieder!

Und wie der Macht eines fremden Willens gehorchend,
fragte er leise: „Ist das mein Ring? — Und der des
anderen, desjenigen, der ...“ Er verstummte, noch
jetzt, noch heut würgte ihn ein Schmerz, der längst ver-
gessen schien.

Da sagte sie leise: „Es war ein schwerer Irrtum —
er ist gesühnt! Aber nicht ich allein trug die schwere
Schuld, ich wurde gezwungen! Der Vater hat jolch ge-
waltige Macht in seinem: „Ich will!“ Aber heut ...
heut bin ich frei ... ich wäre vergangen in Qual und
Zimmer an der Seite dessen, der mir fremd war in
allem, im Wesen, Denken und Fühlen!“

Sie deutete auf den Saphirring an ihrem Finger
und lächelte jenes süße Lächeln, das er so wohl an ihr
kannte.

„Dieser da war mein Talisman, er hat mir geholfen,
frei zu werden und dem Ruf meines Herzens zu folgen!“

Still war es nach ihren Worten in dem kleinen
Raum, wo noch fahl die Lampe im Deckengästel
dämmerte.

Und der Zug raste dahin — im gleichmäßigen
Rhythmus, mit Eilzugsgeschwindigkeit unaufhaltlich
seinem Ziel entgegen.

Die Minuten, die kostbaren, reihten sich zu Stunden,
sie waren verloren, wenn er stumm blieb — sie lehrten
nie wieder! „Nie wieder!“ schien das gleichmäßige
Räderrollen zu wiederholen. „Nie wieder!“

Noch einmal reichte ihm das Glück seine duftenden
Blüten, ihn zu erlösen von aller Sehnsucht, aller Qual
der letzten Monate, er brauchte nur die Hand auszu-
strecken und all sein Leid war gewandelt in Seligkeit.

Er starnte zu ihr hinüber, und seine ganze Seele lag
in dem Blick, der ihre Gestalt umfaßte, das reizende
Profil, an dem er jeden Zug kannte, auch so genau, bis
auf die dunklen Löckchen am schlanken Nackenansatz.

Gestern umspannten seine Hände den Korb des
Degen, den er aufgestützt zwischen den Knieen hielt, und
alles, was er sagen wollte, was er fragen wollte,
drängte sich zusammen in dem Namen des geliebten
Mädchen: „Lilia!“ —

„Hans! Lieber Hans!“ — Sie lag zu seinen Füßen
und preßte die weinenden Augen in seine Rechte.

Hier laß mich liegen und gib mir dein Verzeihen!
O, wenn du wüßtest, was ich gesessen habe! Wie die
Neue mich verfolgte, Tag und Nacht, wie die Sehnsucht
nach dir nicht sterben wollte und immer mächtiger sich
erhob, je mehr der andere drängte und bat!“ — Sie
hob plötzlich die träneneichen Augen zu ihm auf.
„Glaub es mir, ich hätte den Tod gesucht — ehe ich sein
geworden!“ —

(Fortsetzung folgt)

Ein tüchtiger Verkäufer.

Ein Bauer aus dem Holsteinischen hatte in Hamburg
etliche Bevorzugungen gehabt. Den größeren Teil des Erlöses
aus seinem Viehverkauf trug er wohlbehütet in der Rocktasche,
und er war willens, bianen kurzzeitig die Heimreise anzutreten.
Vorher aber ging er noch in eine große Musikwarenhandlung,
um seinem Sohn eine Mundharmonika mitzubringen.

„Ein Muliorgel wußt ich haben,“ wandte er sich an einen
der Verkäufer.

„Eine Mundharmonika möchten Sie haben,“ sagte der
Verkäufer. „Darf es nicht eine Ziehharmonika sein?“

„Nä, nä,“ sagte der Bauer.

Der Verkäufer stieg auf eine Leiter und holte von den
Fächern eine Ziehharmonika herunter, die er dem Bauer
strebenswürdig vorlegte.

„Was schall ic dormit?“ sagte der Bauer.

„Das ist die beste Ziehharmonika der Welt!“ erklärte der
Verkäufer. „Prima Verarbeitung. Mit Doppelzschrauben-
ventil, doppelt ladiertem Auspuff und Rücklappelung. Knöpfe
aus echt initiertem Eisenbeinsatz. Jedes Kind kann darauf
spielen. Vierzig Mark die ganze Trompete.“

„Eigentlich wußt ich io een Muliorgel haben,“ sagte der
Bauer und quetschte an dem Kasten herum, dem allerlei Miß-
töne entlockte.

„Beel Geld! Beertig Mark!“

„Vielleicht nehmen Sie lieber ein Grammophon?“ schlug
der umsatzbeflissene Verkäufer vor. „Hier z. B. dieser Apparat
 kostet nur 95 Mark. Ein tadelloses Werk. Alle Metallteile
 aus echt Krupp'schem Kanonenstahl. Eine Schalldose mit
 elektro-galvanischer Antriebskohlenmembran, gleichzeitig als
 Wichenbecher zu benutzen. Ich will Ihnen den Apparat mal
 vorspielen.“

Der Verkäufer legte die Toselli-Serenade auf und ließ
spielen.

„So, so!“ sagte der Bauer. „Ober ic wußt doch eigentlich
een Muliorgel haben. Un denn siefunneigendig Mark, Mann
in de Tünn! Is dai nich'n beetendür?“

„Da haben Sie recht!“ gab der Verkäufer zu. „Wenn ich
Ihnen persönlich etwas empfehlen darf, nehmen Sie lieber
diesen Apparat hier zu 150 Mark. Mit vierbeinigem Tisch
und drehbarer Plattenfarthof. Alles garantiert indische
Eiche.“

„Nä, nä, nä!“ wehrte der Bauer mit beiden Händen ab.
„Wieben See mi man mol de Muliorgeln!“

„Soben Sie sich doch mal unjere Klaviere an!“ sagte der
Verkäufer. Die Klaviere stehen hinten. Wollen Sie so freund-
lich sein?“

Der Verkäufer geleitete den Bauer in die hinteren Räum-
lichkeiten, wobei er etliche Male ausrief: „Der Herr will ein
Klavier kaufen.“

Das hatte den Erfolg, daß alle Angestellten und sogar der
Chef den Bauer umkreisten, Stühle aus dem Weg räumten
und sich unaufhörlich verbeugten.

So gelangte der Verkäufer mit seinem Kunden ins Piano-
sager, wo der Bauer sich auf einen Stuhl legen mußte.

Der Verkäufer klavierte die umstehenden Klaviere auf und
trällerte auf allen einige Töne.

„Dies Piano,“ sagte er dann, „kann ich Ihnen besonders
empfehlen. Es ist das eleganteste der Welt. Moderner
Schnitt. Und dann vor allem: Echter Stradivari. Sie wissen,
was das heißt!“

„Jo, jo!“ sagte der Bauer.

„Fünfzehnhundert Mark kostet dies Juwel deutscher
Meisterschaft.“

„Lot mi an Land!“ rief der Bauer. „Id wußt doch een
Muliorgel kaufen.“

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen,“ sagte der Ver-
käufer, „ich lasse Ihnen von dem Preis zwei Mark fünfzig ab.
Dafür können Sie ein halbes Dutzend Mundharmonikas
kaufen. Schlagen Sie zu! So leicht verdienen Sie keine zwei
Mark fünfzig wieder!“

„Dat mut ic erst mol überlegen,“ wandte der Bauer noch
einmal ein. „Aber der Verkäufer schrie schon einen Scheid aus.“

„Was ist dabei zu überlegen?“ äußerte er sich während-
dessen. „Sehen Sie mal! Wieviel Uhr haben wir jetzt?
Fünf Minuten vor sechs. Greifen Sie zu! Um sechs fangen
die Preise an zu steigen. Nehmen Sie den Vorteil wahr!
Noch ist es Zeit. Noch ist es günstig. Eine solche Gelegenheit
(Ihr Geld los zu werden) wird Ihnen nicht wieder geboten.
Beilegen Sie sich, bester Herr! Um sechs kann ich Ihnen das
Klavier nicht mehr für den Preis lassen.“

Angesichts dieser furchtbaren Drohungen begann der
Bauer schwach zu werden. Ehe er sich erholen konnte, aber
rief schon der Verkäufer mit lauter Stimme in die Halle:
„Kasse! Kasse!“, worauf eine reizende junge Dame auftauchte,
die bündig den nun ohne weiteres Widerstreben dargebotenen

Dann brachte man dem Bauer kostenlos ein Glas Wasser.
Auch der Verkäufer trank eins.

„Soll ich Ihnen das Klavier etwas einschlagen lassen, oder geht es so?“ fragte er noch gewöhnheitsgemäß.

Der Bauer hörte vorherhand nichts. Aber schließlich kam er wieder zu sich.

„Geben Sie mir noch ein Mußorgel mit!“ war das erste, was er wieder sagte.

Der Verkäufer zuckte bedauernd die Achseln. „Mundharmonikas führen wir leider nicht. Aber schade ist, daß wir gestern unser Riesenorchesterröhrchen zu 5000 Mark verlaufen haben. Das wäre etwas für Sie gewesen.“

Als der Bauer am Abend in seinem holsteinischen Heimatort anlangte, hatte er noch eine ganze Reichsmark in der Tasche. Die warf er seinem „Söhn“ hin.

„Jung!“ lachte er, „tööp di bi'n Kramer een Mulorgel! Id heff dat vergeten.“

Acht Tage später kam mit der Bahn das Klavier an.
Herbert Schildknecht.

Reiseproviant und Proviantreisende.

von Heinrich Scherl.

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen. Er kann mit der Jungeschnalzen und einer interessiert aufhorchenden Gemeinde mitteilen, wo man in Italien die besten Macaroni ist, den süßigsten Vino Santo trinkt, die größten Portionen Pasta asciutta verabreicht werden, er kann in München ein kleines Restaurant verraten, wo es die flaumigsten Salzburger Nockerl gibt oder echt griechische Nationalgerichte, er weiß aus dem Schatz seiner Erinnerung kulinarische Genusstationen aufzuzählen, in denen unbedingt ein Wiener Apfelstrudel gegessen, Bier aus dem Bürgerlichen Brauhaus getrunken werden muss, oder um ein Spottgeld echte Veroneser Salami zu ersteilen ist.

Alle diese Kenntnisse, die zum Unterschied von anderen dauernd im Gedächtnis haften, machen den Mann zu einem unentbehrlichen Baedeker des Wagens, man reist auf Grund seiner Erfahrungen gewissermaßen nach einem approbierten Wagenfahrplan, mit vorgezeichneten Recanationen, Bino - santo - Aufenthalten, Apfelstrudelabsweigungen und Salamihaltestellen.

Aber von diesen belannnten Globetrotttern à la carte wollen wir heute nicht sprechen, sondern einmal von jenen, die nach dem Grundsatz: Reisen macht Appetit! schon in der Ausgangsstation das Coups in einen Speisewagen verwandeln und mit unerklärlicher Hast über ihren Reiseproviant herfallen. Eine alte Erfahrung besagt: Ein leerer Magen reiht nicht gern. Man muß ihn also beschäftigen. Mit einer Wegzehrung, die aus Kuskäden, Schachteln, Koffern, Tüten, Büchsen und hunderterlei Papieren umständlich herausgeholt wird und immer für dreimal so große Strecken berechnet ist, als man tatsächlich ausrückt. Manche räumen mit ihrem Proviant schon im ersten Drittel der Reise so tüchtig auf, daß dessen Verdauung im zweiten bereits Beschwerden verursacht und im letzten gern zu jenen Katastrophen führt, die den Reisenden auf hoher See meist zu überraschen pflegen. Lassen wir einmal ein paar Typen Revue passieren, die jedermann als echte Proviantreisende sofort erkennen wird.

Da ist einmal die ältere Dame mit der Apfelsine. Beim Schälen derselben stäubt sie uns duftenden Orangefest ins Gesicht oder trostet ihn uns blutrot auf die Nase und beutelt dann wohlerzogen mit den Schalen auch das von uns entleerte Taschenmesser zum Fenster hinaus. Da ist der Herr, der sich auf jeder Station ein Paar Würstel zu Gemüte führt, und in dem es dann immer hörbarer zu wiehern beginnt.

Ihm gegenüber sitzt ein nervöser Künstler, der verbissen an seinen Fingernägeln laut und sonst nur Flüssiges sich nimmt.

Gerührt bliden wir auf zwei Verliebte, die sich gegenseitig wie zwei Tauben flütttern, bis ihnen die Bissen im Halse stecken bleiben und sie nur mehr abwehrend vor sich hingurren können.

Da ist der jüße, kleine, goldige Jungs mit der Judent-
stange. Er lutscht an ihr, er saugt und schmakt und fährt
dann mit seinen klebrigen Händen treuherzig über die
Kleider der Mitreisenden, bis ihn ein bohler Zahn oder
heimlicher Klaps in ein endloses Schmerzensgeschrei aus-
brechen lässt.

Dann trifft man natürlich unter zehn Fällen neunmal das dicke Ehepaar an, das abwechselnd ist und schnarcht, die feinsten Delikatessen hervorzieht und dann, wenn man

THE SONG OF THE SONGS

Wir begegnen dem Bräulein mit dem wuscheligen Bubkopf, das seine fetten Finger nonchalant an den Strümpfen seiner flotten Beine reinigt, dem gewissen Herrn, der mit Vorliebe eine leere Bierflasche zum Fenster hinaus einem Weihenwärtler an den Kopf wirkt, wir sehen den braven Studenten einen Krapfen nach dem andern aus einer wohlgefüllten Schachtel stibitzen, den Schmerbauch, der mit Grandezza Kirchlerne über unsere Köpfe hinweg in die Landschaft hinauswucht, und reisen wir weiter südlich, stoßen wir unvermeidlich auf jenen gewissen Säugling, der, ohne auf unser littliches Gefühl Rücksicht zu nehmen, die künstliche Ernährung verschmähdig, sich mit beiden Händen an die Muttermilch klammert. Nicht verschwiegen kann auch der Mann mit dem duftenden Badsteinhäse werden, der im Nu jedes Coups reinigt – von Mitressenden.

Zuguterletzt ist man schließlich noch selber da und heißt, angestellt vom allgemeinen Frühstück, während in seine sechs Schintenlemmeln, daß die Brösel nach allen Windrichtungen spritzen und nächster ein improvisierter Zahnschöpfer noch seine siebe lange Arbeit mit uns hat.

Was ist es nun eigentlich, was diejenigen allgemeinen Heißhunger, erweckt? Diese pathologische Freßsucht? Ist es bloß berechtigter Appetit, bedingt durch Lustveränderung und gesteigerte physische Leistungen? Oder nur angeborene Gier, aufgeteilt durch den aufreizenden Provoiant der anderen? Ist es ein atavistischer Zug aus der Zeit der Posttutische, wo jedermann mit einem gefüllten Schnapsbad die Reihe antraten mußte, um unterwegs nicht zu verhungern?

Der plausiblen Gründe mögen mehrere sein. Tatsache ist, daß ein Großteil der Menschen auf Reisen von einer Lust befallen wird, die bei sensibleren Fahrtgenossen Unlust und Kopfschütteln erweckt.

Dem bescheidenen Esser im Coupe, dem normalen Hungrigen, wird niemand gram sein, aber für den Bieltrah mit seiner reichen Hinterlassenschaft an Abfällen aller Art sollten Verbotsschilder an der Wand hängen: „Trah und Völlerei im Innern des Wagens untersagt!“

Gott sei Dank wird in den Jügen der deutschen Eisenbahn der wenigste Proviantunzug getrieben. Wer aber einmal in einem italienischen oder französischen Wagen, ein- oder zweit zwischen Chiantischächen, Wurstbäuten, Eier- und Bananenschalen, Muttermilch und duftendem Käse einige Meilen weit in sengender Hitze dahinfuhr, der betreuzigt sich vor der internationalen Sitte des Reiseproviantis und den nationalen Unsitten der Proviantreisenden; es gehört zuweilen ein sehr guter Magen dazu, die beiden zu verdauen.

Treppenflatsch.

von Arthur Hoffmann.

Vorausgesicht sei, daß ich an dem Tage, an dem sich die nachfolgenden Begebenisse abspielten, Strohwitwer war und ganz solo die Wohnung betreute. Weshalb soll ich da nicht bekennen, daß ich vormittags um — hm! — Uhr noch nicht in der Verfassung war, Tante Ursula, die an der Flurtür schellte, zu empfangen? Derjenige Strohwitwer, der noch nicht in dieser Lage war, werfe den ersten Felsblock auf mich.

Also es schellte, und da es immerhin — man hat ja manchmal Anwandlungen von Größenwahn — der Geldbriefträger sein konnte, so fürchtete ich mich im Nachgewand zur Flurtür, um ungesiehen und ungehört die Persönlichkeit des Besuchers festzustellen. Es war nicht der Geldbriefträger mit seiner freundlichen Tasche, sondern im Gegenteil Tante Ursula. Nur wer meine Tante Ursula kennt, kann die Enttäuschung ausmessen, die mir in die Glieder fuhr, als ich sie statt des Geldbriefträgers an der Flurtür gewahrt. Vergleichsweise war es etwa so, als wenn man statt alten, süßigen Rheinweins versehentlich Lebertran hinter den Schlüssel giebt. Ich mag keinen Lebertran, und so kann es niemanden Wunder nehmen, dass ich nicht öffnete. Ich hätte es selbst dann nicht getan, wenn ich starr im Nachgewand im Traag gewesen wäre.

So stand ich denn mäuschenstill hinter der Flurtür und wollte warten, bis der Kelch Lebertran an mit vorbeigegangen sei. Aber Tante Ursula schellte zum zweiten und zum dritten Mal, und die unausbleibliche Folge war, daß Frau Binterim vom zweiten Stock auf der Bildfläche erschien. Frau Binterim hat nämlich offensichtlich nichts anderes zu tun, wie auf der Treppe zu erscheinen, wenn sie unsers Schelle hört. Ich habe Ihr schon öfter durch die Blume angedeutet, daß das eine Aufmerksamkeit sei, die wir unmöglich auf die Dauer von ihr annehmen könnten, aber Frau Binterim ist eine Natur, die anscheinend nicht anders kann, wie sich für uns aufzuopfern.

Frau Winterim war also auch diesmal, als unsere

Schelle ging, pünktlich zur Stelle und stärkte Tante Ursula auf, daß meine Frau und Minna verreist seien und ich infolgedessen nur gelegentlich nach Hause käme und dann auch nur zu Zeiten, wo solide Leute längst wieder zur Arbeit seien. Tante Ursula sagte darauf: Wie ??", und zwar in so gedehntem Tonfall, wie es sonst nur Schwiegermütter fertig bringen.

Ich wollte, da ich während meiner Strobwittwzeit — unterstehen! — mehr als normal vor Mitternacht heimgekommen war, ob dieser nichtsahnigen Verleumdung gerade als Racheengel die Tür aufstiehen, als ich mich im letzten Augenblick besann, daß ich im Nachstewand und für die beiden Damen nicht zu Hause war. Daher konnte Frau Binterim ungestrift in ihrer Erzählung fortfahren und bestreiten, daß bei uns überhaupt alles drunter und drüber ginge. Sie kümmere sich zwar, wie sie nachdrücklich betonte, grundsätzlich nicht um Dinge, die sie nichts angehen, aber es könne ja nicht ausbleiben, daß sie manches sehe und höre, was sich im Hause begebe. Gestern hätte z. B. der Kassierer der Gasanstalt ihr, weil ich nicht zu Hause gewesen sei, unsere Gasrechnung mit der Bitte um Vorlegung des Beitrages präsentiert, und da hätte sie feststellen müssen, daß wir für unseren kleinen Haushalt viel zu viel Gas verbraucht hätten. Sie verbrauche in einem halben Jahr nicht so viel Gas wie wir in einem Monat. Aber so seien die jungen Frauen ja heutzutage. Von Wirtschaftlichkeit keine Spur. Sie ginge das ja nichts an, aber es sei doch traurig, daß die jungen Mädchen nicht mehr richtig haushalten lernten.

Tante Ursula seufzte so nachdrücklich, daß mein Nachbund hinter der Tür flatterte, und stimmte Frau Binterim bei. Ja, meinte sie, es wäre wirklich traurig. Wenn sie bedenke, wie sie von Hause aus angelernt worden sei und was sie für eine tüchtige Hausfrau geworden wäre, wenn sie nur Gelegenheit dazu gehabt hätte. Ach ja! Aber sie sei zu wählerisch gewesen in ihrer Jugend. Fünf ganz ernsthafte Verehrer hätte sie schon vor ihrem zwanzigsten Jahr ausgeschlagen. Alles prima Partien. Aber so jung hätte sie sich nicht binden wollen. Und nachher

Frau Binterim fiel ihr ins Wort und bemerkte, denselben Fall habe sie mit ihrer Tochter. Der sei auch seinerzeit keiner gut gewesen. Und ein so tüchtiges Mädchen sei sie. Wie die wirtschaften könne, das glaube man kaum. Und wie anspruchlos sie sei, davon mache man sich keinen Bezug. Aber an den wirklich tüchtigen Mädchen gingen die Männer heutzutage vorbei. Die säben nur darauf, daß ihre Frauen draußen eine gute Figur machten. Das könne man ja an mir beobachten. Sie ginge das ja nichts an, aber wenn alle Monate die Schneiderin mindestens eine Woche im Hause sei, so müsse sie sich doch fragen, woher das Geld dafür käme. Sie könne ja nicht in mein Portemonnaie hineinsehen, aber sie denke sich doch das Ihrige. Neulich hätte sie mich um 50 Mark gefragt, weil für ihre Elly ein Kleid mit quittierter Rechnung abgegeben worden sei. Man bedenke, so 'ne Gemeinheit von dem Geschäft! Da hätte ich leere Ausflüchte gemacht. Und man könne doch als Hausgenosse verlangen, daß einer dem anderen in solchen Fällen beispringe.

Dabei, fuhr Frau Binterim fort, habe es sich um ein Kleid gehandelt, das ihre Elly dringend für eine Hochzeit nötig gehabt hätte. Durch meine Widerspenstigkeit habe das Kind auf das Fest verzichten müssen. Und man wisse doch, daß Hochzeiten die besten Chancen für Verlobungen böten, und Elly habe einen so netten Tischherrn gebaut, der eine geradezu glänzende Partie gewesen wäre. Pfui!

Tante Ursula erklärte so schluchzend, daß es mir auf meinem Hochposten durch das infolge der leichten Bekleidung sehr empfindliche Mark und Bein ging, sie hätte bis jetzt sieben Hochzeiten mitgemacht und bei nicht weniger als sechsen hätte sie die Verlobung sozusagen mit dem Blusenärmel, bzw. in der letzten Zeit der Mode gemäß mit dem nackten Arm gestreift. Aber immer wäre im letzten Moment etwas dazwischen gekommen. Dreimal sogenannte gute Freundinnen, zweimal die Mütter der betreffenden Herren und einmal hätte der unausstehliche Mensch sich am anderen Morgen an nichts mehr erinnert. Nicht einmal ihren Vornamen habe er mehr gewußt.

Ja, da müsse man resolut sein, sagte Frau Binterim. Ganz ähnlich sei es auch ihr seinerseit gegangen. Aber sie habe nicht loder lassen und Herrn Binterim am anderen Morgen telefoniert, sie habe bereits die Verlobungskarten in Auftrag gegeben. Herr Binterim sei zwar aus allen Wolken gefallen und habe gefragt, mit wem er die Ehre habe zu sprechen, aber sie sei aus mehrfacher Erfahrung heraus so gewisst gewesen, das als famosen Scherz auslegen und ihn am Kanibaken zu halten. Ihrer Elly habe sie leichtblau geraten, es auch so zu machen, aber weil ich Etel

ihre die 50 Mark nicht vorgestreckt hätte, wäre es nicht so weit gekommen.

Als ich das hörte, durchslutete mich das wonnige Gefühl, durch Verweigerung des Pumps eine gute Tat getan zu haben. Denn wie ich Elly und Frau Binterim kenne, ist es eine gute Tat, einen jungen Mann unbekannterweise vor einer solchen Frau und namentlich vor einer solchen Schwiegermutter bewahrt zu haben. Kann man es mir verdenken, daß ich in diesem Hochgefühl die Situation vergaß, die Tür auftrik und Frau Binterim nach der Adresse des jungen Mannes fragte, damit ich ihm gratulieren könne?

So fuhr ich denn wie Bieten aus dem Busch, nur nicht so ausgiebig bekleidet, auf den Treppenflur hinaus und stand wie aus der Erde gewachsen vor den Damen. Tante Ursula entschwebte in jungfräulicher Zimpelheit mit einem „Huch, nein!“ die Treppe hinab und kommt hoffentlich sobald nicht wieder. Und Frau Binterim? Sie lächelte verbindlich und sagte: „Gott, wie haben Sie mich erschreckt! Zur Strafe bekommen Sie die vorgelegte Miete und das dito Milchgeld erst nächsten Monat zurück!“

Was will man machen? So ist Frau Binterim nun einmal!

Radio und Rundfunk

Esperanto und Radio. Die statistische Stelle des deutschen Verbandes der „Internacia Radio-Asocio“ teilt folgende Ausbreitung des Esperanto im Bereich der Radiostationen der Welt mit: Auf 4 Kontinenten standen bis jetzt 109 Stationen in 24 Ländern Darbietungen oder Kurse in Esperanto, und zwar in Australien ein Staat mit 3 Stationen, in Asien ein Staat (Japan) mit 8 Stationen, in Amerika 5 Staaten mit 24 Stationen (Brasilien und Uruguay je 1, Mexiko 2, Kanada 4, Ver. Staaten 16), in Europa 17 Staaten mit 74 Stationen (Deutsches Reich 21, England 16, Frankreich 9, Rußland 5, Spanien 5, Dänemark 3, Österreich, Schweden, Schweiz je 2, Finnland, Italien, Niederlande, Rumänien, Süßlawien, Tschechoslowakei und Ungarn je 1). Ende August hielt die „American Radio League“ in Cleveland ihren Distriktskongress ab, auf dem zwei Vorträge über Radio und Esperanto gehalten wurden. Für die Mitglieder des Cleveland Amateur Wireless Club wurde ein Esperanto-Kursus abgehalten. Der Kursus der Station WSR (273 Meter) findet lebhaftes Interesse. Anfang August begann auch ein Esperanto-Kursus der Station WGBS (316 Meter) in New York. Auf Einladung der Radio-Gesellschaft in Riga wurden 3 Vorträge über Esperanto gehalten. Im Herbst soll ein Kursus stattfinden. Die Erklärungen werden in Lettisch, Deutsch und Russisch gegeben. Außerdem wird eine besondere Vorlesung für Ausländer gehalten. Radio Minsk in Weißrussland sendet allabendlich auf Welle 950. Der Ansager spricht in Esperanto. Es ist dies die 5. russische Station, die sich des Esperanto bedient.

Scherz und Spott

Auslandshumor.

Eins kann man bei der spärlichen Bekleidung unserer Frauen nicht verstehen: daß sie so feuer ist.

(Fort Worth Star-Telegramm.)

Man versucht feuerisches Holz herzustellen. Warum fragt man nicht die Zündholzfabrikanten? (Punch.)

Ein fütterlich entdecktes Insekt lebt von Blech. Darwin würde es wohl als Evolutionsform der Pferdefliege bezeichnen. (Arkansas Gazette.)

„Tempus fugit“ war wohl eines alten Römers Stoßfeuer, als er den Verfalltag seines Alters näherrückte. (Leather Reporter.)

Vielleicht kommt doch noch einmal ein Magazin heraus, dessen Text ebenso guter Lesestoff ist wie die Inserate! (Life.)

Die Zeitschriften in den Wartezimmern der Ärzte sollen wahrscheinlich empfehlend auf ihre langjährige Praxis hinweisen. (Arkansas Gazette.)

Der Mann, der sich heute hinter den Röcken seiner Frau versteckt, mag ein Feigling sein. Ganz bestimmt ist er aber ein Schlangenmensch. (Arkansas Gazette.)

Wenn Tanz die Poesie der Bewegung ist, sind die modernen Tänze „vers libre“. (Wallstreet Journal.)

Manche Männer bringen Selbstkenntnis mit auf die Welt. Andere heiraten sie. (Alton Beacon-Journal.)